

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 43 (1939-1940)
Heft: 20

Artikel: Gottfried Kellers Züricher Novellen
Autor: Eschmann, Ernst
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-671648>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

vermeintlichen kleinen Heiligen alle ihre vorangegangenen Kinder zur Fürbitte bei Gott. Dem Landvogt aber küßte sie wie einem großen Bi-

schof ehrfürchtig die Hand, bis er sie lachend mit den Worten abschüttelte: „Seid Ihr des Teufels, alte Märrin?“

Zur Erntezeit.

Das ist die üppige Sommerzeit,
wo alles so schweigend blüht und glüht,
des Juli stolzierende Herrlichkeit
langsam das schimmernde Land durchzieht.

Ich hör ein heimliches Dröhnen gehn
fern in der Gebirge dämmerndem Blau,
die Schnitter so stumm an der Arbeit stehn,
sie schneiden die Sorge auf brennender Au.

Sie sehnen sich nach Gewitternacht,
nach Sturm und Regen und Donnerschlag,
nach einer wogenden Freiheitschlacht
und einem entscheidenden Völkertag.

Gottfried Keller

Gottfried Kellers Züricher Novellen.

Von Ernst Eschmann.

Am 15. Juli 1890, vor 50 Jahren, hat Gottfried Keller die Augen für immer geschlossen. Sein Zeitliches ist uns entrückt worden. Der Dichter aber lebt in unsern Herzen weiter.

Mehr und mehr hat er an Boden gewonnen. Ganze Regale von Bänden sind über ihn und sein Werk geschrieben worden, und immer treten neue ans Tageslicht, die sich mit seiner Person oder dem künstlerischen Vermächtnis an seine Heimat wie den gesamten deutschen Leserkreis beschäftigen.

Wir wissen und es wird uns heute mehr als je bewußt, daß das Vaterland zu seinem teuersten Besitz gehörte. Er liebte es so innig wie selten ein Schweizer Dichter. Seine Werke legen beredtes Zeugnis davon ab. Es ist nicht nur das berühmte Lied, das er seinem Vaterland singt. Sein ganzes literarisches Bemühen geht um die Heimat. Aber nicht nur zu loben versteht er. Als treuer Hüter legt er auch den Finger auf wunde Stellen, übt wacker und klug Kritik. Und wie tut er das! Nicht mit lautem Schimpfen und Poltern, wie es hierzulande üblich ist. Lachend sagt er seinem Volke die Wahrheit, oft auch mit bedächtigem Ernst. So entspricht es seinem reichen und gültigen Herzen, und da er ein guter und seit Jahrhunderten eingefessener Schweizer ist, schwebt ein pädagogisches Wölklein über seinem Haupte. Er muß erziehen, und selten ist eine Mutter als Erzieherin trefflicher gezeichnet worden als Frau Regel Amrain. Und in vaterländischen Dingen steckt im „Fähnlein der sieben Aufrechten“ manch goldenes Wort, das er seiner Generation sagte und das auch für unsere Gegenwart noch Geltung hat.

Das „Fähnlein“ ist die Perle der „Züricher Novellen“. Laßt uns ein Weilchen in diesem Werke uns ergehen, das er seiner engern Heimat gewidmet hat. Die Stadt hat ihm mit der Verleihung des Bürgerrechtes gedankt und damit bekundet, wie sehr sie mit dieser dichterischen Gabe einverstanden war. Im Stoffe reicht sie über die enge Gemarkung des kleinbürgerlichen Gemeinwesens weit hinaus. Sie berührt auch die Landschaft, die er aus eigener gründlicher Anschauung kannte. Land und Leute waren ihm vertraut. O wie gut hatte er in früher Jugend seinen Verwandten in Glattfelden auf die Finger geschaut, wie hatte er sie am Tische belauscht und bei der Arbeit kennen gelernt!

Und tief in die Vergangenheit ist er getaucht. In verschiedenen Jahrhunderten ist er heimisch geworden und hat den Zeitgeist erforscht. Mit heißem Bemühen hat er das Leben und die Denkart seiner Altvordern studiert, ihnen Sitten und Bräuche abgesehen und dann neues Leben in die engen Mauern, in die Bauernhäuser und Ritterburgen getragen. Als feiner Kenner der Menschen wußte er, wie im Grunde die Herzen die gleichen sind, ob sie dieser oder jener Epoche angehören. Das Wissen um das ewig Menschliche war sein großer Schatz. Er durfte wuchern mit ihm, und seine Güte legte überall etwas Sonne hin.

Drum wird uns so wohl, so behaglich, wenn wir in einem Buche Kellers lesen.

Die Züricher Novellen weisen gar verschiedene Farben auf. Vom Dunkeln der Reformationszeit führen sie in die hellste Freude eines eidgenössischen Schützenfestes, und es fehlt nicht an den



Gottfried Keller.
Nach der Radierung Karl Stauffers.

bunten Tönen des Überganges, da verhaltene Wehmut, Zweifel, Sorgen und Lustbarkeiten aller Art sich mischen.

Aus verschiedenen Äußerungen des Dichters geht hervor, daß er sich bei dieser Art historisierender Dichtung nicht ganz behaglich fühlte. Seiner Phantasie konnte er nicht freien Lauf lassen. Ein geradezu wissenschaftliches Quellenstudium ging seinen Geschichten voraus. Wer heute wieder die Bücher aufschlägt, die auch ihm gedient haben, ist erstaunt zu sehen, wie gewissenhaft er gearbeitet hat. Die Hintergründe und Zeitumstände „Hadlaubs“, die Anstrengungen, wie dieser nach Kellers Erfindung die Manessische Liederhandschrift zusammentrug und mit Miniaturen versah, das Treiben im alten Zürich, die Beziehungen zur in- und ausländischen Geistlichkeit, die kunstgerechte Schilderung einer ritterlichen Jagd über die Höhen des Albis, sie verlangten Kenntnisse der Vergangenheit.

Und bei der „Ursula“ ist es nicht anders gewesen. Die originellen Reden und Szenen, die

das Wiedertäuferwesen im Zürcher Oberland so lebendig und getreulich schildern, konnten nur geschaffen werden auf Grund eingehender Studien, und hinwiederum bestand die Gefahr, daß die kulturhistorischen Bilder den ruhigen Lauf der Handlung hinderten. Keller ist dieser Klippe nicht restlos Meister geworden. Er war sich dessen bewußt und nahm sich auch vor, inskünftig sich nicht mehr so ausgiebig in die Geschichte hineinzu lassen, um seiner Muse freieren Spielraum zu gewähren.

In Salomon Landolt, mit seinem „Landvogt von Greifensee“, war er in dieser Hinsicht besser dran. Da besaß er einen Gewährsmann, der ihm ein treffliches Bild dieses Originals entworfen hatte. Der Zürcher Dichter und Kulturhistoriker David Heß hatte in einem wertvollen Buche Leben und Wesen dieses Jägerhauptmanns entwickelt und dies in einer so wohlgeschliffenen Form getan, daß Keller sich diese Arbeit weitgehend zu Nutze machte. Die bewundernswerte Leistung des Dichters bestand dann darin, in diese

vorhandenen Dinge ein episch künstlerisches Motiv hineinzutragen. Das ist der Kongreß der Schätze, die der Hagestolz eines schönen Tages zu sich auf's Schloß Greifensee einlädt. Diese schönen und liebreizenden Frauenbilder hat der Erzähler mit markanter Charakteristik ausgestaltet und dabei noch einmal in die Bücher der Vergangenheit gegriffen, um manches feine Zeitbildchen heranzuholen. Und einiges der Grundstimmung dieses köstlichen Werkes konnte er seinem eigenen Herzen und Erlebnis entnehmen, blieb er doch selber unbeweibt und war all die Jahre über von Zeit zu Zeit in einen Liebeshandel geraten, der ihm zu schaffen machte.

Die ersten drei Geschichten dieses Werkes, das insgesamt fünf Novellen umfaßt, sind durch eine Rahmenhandlung zusammengeschlossen: Hadlaub, Der Narr auf Manegg und Der Landvogt von Greifensee. Es liegt ihnen auch eine gemeinsame Idee zu Grunde. Der Pate erfährt anläßlich eines Spazierganges mit dem jungen, grünschnäbligen Herrn Jacques, daß dieser sich müht, ein Original zu werden. Der lebenskluge Führer gibt dem Sprößling dabei zu bedenken: „Also ein Original möchtet Ihr gerne sein, Meister Jacques? — Ei, das kommt nur darauf an, was für eines! Ein gutes Original ist nur, wer Nachahmung verdient! Nachgeahmt zu werden ist aber nur würdig, wer das, was er unternimmt, recht betreibt und immer an seinem Orte etwas Tüchtiges leistet, und wenn dieses auch nichts Unerhörtes und Erzurprüngliches ist.“ Diese seine Überzeugung bekräftigt nun der Pate durch drei Geschichten, die dem unerfahrenen Schüler Originale verschiedenster Prägung vorführen. Das wertvollste stellt ohne Zweifel Salomon Landolt dar, der sein mit so vielen Besonderheiten gekennzeichnetes Wesen bereicherte durch eine ungewöhnliche Lebensklugheit und Leistungen, die zugleich nicht alltäglich waren und der Allgemeinheit dienten.

In diesem Grundsatz, aller Originalitäts-hascherei aus dem Wege zu gehen, haben wir zugleich den ganzen Gottfried Keller. Er war ein schlichter Mann ohne Phrase und Überschwang. Das Schicksal hatte ihn mit Lebensgütern nicht verwöhnt. Ja es gab Zeiten, da die Not auf seiner Schwelle saß. Später in seiner guten Stellung als Staatschreiber des Standes Zürich konnte er sich manches gönnen, und seine Schriften begannen ihm ein schönes Gümmelein einzutragen. Aber er blieb der, der er immer gewesen. Er

schleppte sich mit einem kärglichen Haushalt, den ihm seine mit den Jahren immer hinsäffigere Schwester betreute. Nichts war ihm verhaßter als große, übertriebene Worte. Mit Freunden ähnlichen Schlages saß er gerne zusammen. Ein Böcklin hielt sich still und sparte mit seinen Worten, ob schon er mehr als mancher andere Anlaß gehabt hätte, von seinem Werke zu sprechen.

Den herrlichen wirklichen Keller lernt man aus allen seinen Büchern kennen. Sie sind der Spiegel, aus dem seine goldlautere Natur uns entgegenschaut. Und doch kennt man ihn nicht genügend, wenn man nicht auch einen Blick getan hat in seine Briefe. Hier tritt einem der Mensch in seiner prächtigen Geradheit und Natürlichkeit entgegen. Hier treibt auch sein Humor berückende Blüten. Es fällt manch kluges, mannhaftes Wort, und kein Blatt nimmt er vor den Mund, wenn er findet, irgendwo sei ein Unrecht geschehen. Und wie ritterlich er mit den Frauen umgeht! Man lese die Schreiben, die er an Marie Melos, an Ludmilla Alffing, an Marie von Frisch geb. Exner gerichtet hat!

Wie dürr und farblos nehmen sich dagegen die Briefe seines Dichtergenossen Conrad Ferdinand Meyer aus! Sie waren zwei Naturen, die nicht füreinander geschaffen waren. Aber mit großer Achtung verfolgte der eine des andern Werk. Just den Züricher Novellen zollte der Rildberger Nachbar hohes Lob. Er schätzte an ihnen „die Einheit und Einfachheit des Grundgedankens und ihre eindringliche, vielfach variierte Predigt, sich zu bescheiden und immer sich selbst zu sein.“ Er schätzte „vor allem die ins Große getriebene groteske Maske des Narren auf der Manegg, die mit den genialen, halb weinenden, halb grinzenden Masken Leonardo da Vincis wetteifert“.

Viel mehr, viel häufiger sollten wir in dieser friedelosen Zeit Gottfried Keller lesen. Wir bedürfen der sonnigen Heiterkeit, die aus seinen Werken strahlt, und wir bedürfen einer so grundedlen, klugen und weltweisen Persönlichkeit, die überall Ruhe und Freude stiftet, wo ein Hauch ihres Geistes weht.

Der Zürcher Verein für Verbreitung guter Schriften gibt auf den fünfzigsten Todestag des Dichters die Züricher Novellen in einem neuen, erstaunlich billigen Bande heraus. (2 Frk. 80.) Ein Bild Gottfried Kellers schmückt ihn.

Mögen recht viele nach dieser Neuauflage greifen! Sie beschenken sich selber.